

Erntebräuche

"Jakobi ist der Roggen reif", und "Kommt endlich Jakobstag (25. Juli) heran, so muß die blanke Senfe dran", besagen alte Bauern- und Wetterregeln. In diesen Wochen beginnt in den einzelnen deutschen Gauen die Getreideernte, hier etwas früher, dort etwas später, je nach der Beschaffenheit des Bodens, seiner Lage und den klimatischen Verhältnissen. Die meist kühle Witterung des Juni und eines Theils des Juli bringen es mit sich, daß in diesem Jahre das Getreide ziemlich spät reift, während sonst, besonders auf leichtem Boden, nicht selten die Halbmüchte frühzeitig notreif werden.

Für den Landmann ist der Sommer die Zeit der Arbeit, der Ernte, für Festlichkeiten ist in diesen Monaten kaum Raum. Wer jetzt hinauswandert aus der Enge der Straßen zu den Stadttoren hinaus bei den gelben Getreidefeldern, der sieht die braunen Schreite an der Arbeit. Das ist kein leichtes Werk, das da getan wird, und der Arbeitstag zählt nicht acht Stunden, sondern fast das ganze, oft in Glut der Sommerhitze, und für die Landleute gilt in diesen Wochen im wahren Sinne des Wortes: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Das tägliche Brot, es ist auch des Städters tägliches Brot, das in mühevoller Arbeit togein, tagaus gemäht, auf den Entworfen geladen, gegessen und in die Scheuern gebracht wird, um dann in die Mühle und die Bäckerei zu wandern, wo der Städter während des ganzen Jahres seinen Bedarf decken kann.

Schwer ihm diesen Boden die Arbeit, und
 mancher Schweigetrophen trinkt die dürstige
 Mutter Erde, aber doch ist das junge Volk der
 Schmitter munter und guter Dinge, fröhlich wie
 zur Zeit der Ernte, wie es schon in der Schrift
 heißt. Fehlt es doch gerade in diesen arbeits-
 reichsten Wochen nicht an reichlichem guten Essen
 und Trinken. Alles, was die ländliche Küche
 zu bieten vermag, und was im dunklen Keller
 an einem guten Tropfen verborgen gelegen
 hat, kommt in der Erntezeit zutage. Zwar hat
 die Zuliffenahme von Maschinen verschiedener
 Art die Erntearbeit vielfach erleichtert, meist
 aber sind die Arbeitsformen, wie sie seit ur-
 altern Zeiten überkommen sind, die gleichen ge-
 blieben. Neben der Zeit und Menschenkraft
 ersparenden Mähmaschine hört man noch heute
 oft überall den seltsamen Klang des Dangelns
 der Sense und der Sichel, die das Getreide
 an bothen Schwaben niederlegen. Sie führt
 der kräftige Arm des Schnitters, den Gut mit
 bunten Bändern und Blumensträußen ge-
 schmückt, während Wägen mit bunten Leinwand-
 schürzen und weißen Hüten die goldenen
 Strohne aufzunehmen und zu Garben
 binden.

Der Dänonann hält zäher an alten schönen Sitten und Gebräuchen fest als der Städter, und so umgibt auch heute noch die Erntezeit mit gut Stück Bolksposse, auf die der letztere mit Unrecht wohl zuweilen mit einem geringfügigen Rächen herabsieht. Er übersieht aber dabei, daß unsere Vorfahren ganz auf dem Glauben eingestellt waren, daß das Wachsen und Werden auf der Erde von guten und bösen Geistern besetzt sei. So fest wurzelt diese Auffassung in dem Volke, daß sie sich in den mannigfaltigsten Sitten und Gebräuchen äußert, die ursprünglich unzweifelhaft altheidnischen Bodens entstapfen sind, wenn sie auch unter dem Einfluß des Christenthums andere Formen angenommen haben.

In den ländlichen Gegenden steigen daher noch heute in den Kirchen und im Stillen viele Gebete gen Himmel um reichen Erntesegen und gutes Erntewetter. Bevor die erste Halmtracht, der Roggen, angehauen wird, begibt sich der Bauer mit den Schnittern und Schnitterinnen in das Gotteshaus und ersieht den Segen des Himmel zur Arbeit. Auch wird in manchen deutschen Gauen noch heute der Beginn der Ernte durch feierliches Glockengeläute eingeleitet. Mit Blumen und Bändern geschmückt geht es dann im Sonntagsstaat in feierlichem Zuge, nicht selten noch unter Abwinken von alten Entleibern, auf das Feld hinaus. Besondere Bräuche knüpfen sich an die ersten Aeßern, die geschnitten werden, und auch an die ersten Garben, welche gebunden werden. sowie an die letzten Garben. Die ersten Aeßern oder die erste Garbe werden gewöhnlich dem Bauer oder der Bäuerin zu Theil und da wohl noch an die Gastwirthe getheilt oder anderwärts den Bauern von dem Hocknecht oder Vormäher feierlich überreicht. Nach dem alten Volksglauben hielten sie jenen schädigen Geister von Feld und Haus fern, und diese Bräuche kennzeichnen sich so als Reste der alten Verehrung der ersten Aeßern und Garben. Mehrliche sinnbildliche Handlungen finden sich auch bei der letzten Garbe. Auch aus ihnen spricht ein Stück Poesie un-

feres Landvolk, wie auch sonst dem Schnitt des Getreides mancherorts noch das Lied oder harmloser Scherz begleitet. Frohm und heckerig geht auch dem Schnitternolk trotz der anstrengenden Arbeit nicht verloren. Wer gar zu langsam mäht, wird von den anderen ausgemäht, oder mer allzu viel Halme stehen läßt, wird geppopt und mit Spottnamen wie „Hoggenfischer“ (Frostfischer) oder „Steinföker“ (Steinfischer) belegt, mit denen er während der ganzen Entzeit gehänselt wird. Jäh überall in Norddeutschland hat sich der uralte Brauch erhalten, den Gutsherrn, den Bauern und ihre Angehörigen, wenn sie während der Erntearbeit das Feld betreten haben und nicht selbst mitarbeiteten, zu „binden“. Das geschieht dadurch, daß ihm ein Kornseil von besonders dicken und vollen Nehren um den Arm gelegt wird, wobei die Schnitterinnen alte Entsepfische aufhängen und den Gebundenen nicht eher freigeben, als bis er sich durch eine Geldspende losgekauft hat.

Im Kornfelde, so meinten unsere Vorfahren, wählten Wesen, die bald segnend, bald chlopfend ihren Einfluss auf die Ernte geltend machen, und nachdem sich die Landleute zu ihnen stellten, beim Mähen flohen sie von einem Roggenstüch zum andern und in der letzten Korngarbe wurde dann der Korngeist gefangen. Hieran erinnern noch Bräuche, wie sie sich besonders in Norddeutschland finden. Die letzte Garbe nennt man „den Alten“, wohl eine Entstellung des Namens des Göttervaters Wodan. Auch die Gemahlin Wodans, „die Frau Gode“, — in anderer Name für „Grau Holle“ — tritt als Kornmähne in Erscheinung. Häufiger ist ein anderer Dämonenkreis, der im Korn haufen soll und zwar in Gestalt von allerlei Thieren. Neben dem Hasen und dem Kater ist es vor allem der Roggenwolf, der auch den schlappnackten Mäher holt, der eine Rolle spielt, „in heute noch gebräuchlichen Redensarten“, „der Wolf ist im Korn“. Dem Roggenwolf schreibt das Volk auch die vom Winde herübergerauschen wellenförmige Bewegung des Getreides zu.

Dieser Roggenwolv flüchtet schließlich in die tiefe Garbe und wird mit ihr eingefangen. Diese wird dann bei dem Einfahren des Getreides besonders aufgeputzt, mit Blumen und anderen Wändern versehen und auf dem letzten Entwagen heimgebracht. Hier wird sie dann wieder dem Bauern überreicht, der dafür einen Schnitt aus dem Erntebier geben muß, oder er wird auch dreimal um die Scheune gefahren und dann in dieser oder auf der Hausleide aufgestellt. In diesen alten, noch heute weitverbreiteten Brauch, dem sich dann gewöhnlich das Erntebier, die „Aushöf“, anschließt, erinnert Schiller in seinem „Lieb von der Glocke“ an den bekannten Reigen:

Schwer herein
schwankt der Wagen
hornbeladen;
bunt von Farben,
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.

Gewichts- und Warenfälschungen im Altertum

Von Dr. Carl G. Cornelius = Wien.

Den alten Römern galt Merkur gleich-
zeitig als Gott der Kaufleute und der Spitz-
händler, und bei den Völkern, die um das Mit-
telmeer wohnten, diente der Gang zum Betrug
unmittelbar mit dem Handel überhaupt ver-
bunden zu sein. Schon in Babylon hieß es
„Bann und Krankheit“ treffen den, der eine
solche Waage gebraucht“, und das ägyptische
Wortbuch bezeichnet als eine besondere Sünde
die Verfälschung der Waage und Gewichte. In
Sennacherib'scher Zeit (700 v. Chr.) wurden
anona nacherten jene Mißstände besonders
opig. Hosea sagt davon (12, 8): „Er hat eine
solche Waage in der Hand und betrügt gern.“
Hosea ermahnt seine Landsleute: „Ihr sollt
nicht unrecht handeln mit Elle und Gewicht;
rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen
sien bei euch sein.“ Selselet, Salomo, Micha
amen ehulich, und Amos jammert über die-
nigen, welche das Ende des Sabbaths nicht
warten können, auf daß sie „das Maß ver-
größern, den Preis steigern und die Waage
verfälschen“ (8, 5). Aus dem Orient kamen diese
praktiken nach Griechenland und Rom. Aristot-
les berichtet von Puzpurhändlern, die die Blei-
einen Teil der Waage toten und deren
Zinnmengen nicht in die Waage setzten.

Andere Quellen zeigen, daß man die Gewichte in Galz legte oder Quecksilber in die ausgehöhlten Waagebalken schütt, kurz: den lieben Nächsten mit allem Raffinement übers Ohr zu hauen bestrebt war. Die Regierungen arbeiteten mit den verächtlichsten Mitteln gegen solche Unflitten: Babylon hatte mit Eisehtempel verlebene Waße. Athen eine Behörde von zehn Metronomen, die die Gewichte der Händler regelmässigen Revisionen unterwarf; Rom setzte hohe Geldstrafen, unter Hadrian sogar Deportation auf derartige Betrügereien, ohne sie jedoch ausrotten zu können. Besonders üblich war es, wertvolle Waren zu verfälschen, und während die vorher erwähnten Maßnahmen von solchen Raufleuten vorgenommen wurden, handelte es sich hierbei um weniger zahlreiche, oder dafür um jo gefährlichere Personen. Man staunt über die chemischen Kenntnisse dieser antiken Fälscher, welche die Nachahmung von teuren Produkten zu einem bedachenden Zweig der Technik er-

hoben. Ihre Kunstfertigkeit scheint nicht gering gewesen zu sein, denn Almus hält sie für die gemeinbrinnendste Art der Betrügerei. Niemand — meint er — konnte es unternehmen, wenn sie Cardonze aus minderwertigen schwarzen, weißen und roten Steinen zusammen kitteten oder nach Rezepten, die er nicht in die Öffentlichkeit bringen will, andere Edelsteine herstellten. Ein Papyrus, der derartige Vorrichtungen enthält, wurde jedoch vor einigen Jahren entdeckt, und so ist man in der Lage, den Spuren jener Alchimisten-Gauner nachzugehen. Um Perlen anzufertigen, nahmen sie Kristalle von ähnllicher Größe und Form, beizten sie einige Tage in Alaun und Salz und hielten sie dann in einem Gemisch von Wollschmelz, Rauch und Quecksilber. Smaragde wurden als ein Kompositum von Grünspan, Salz, Indigo, Schellkraut u. a. hergestellt.

Umfangreichere Fälschungen wurden (nach Alfred Schmitt) im Drogenhandel vorgenommen, welcher der mannigfachen Konsummöglichkeiten wegen im Altertum eine bedeutende Rolle spielte. Schon Theophrast (372–287 v. Chr.) erwähnt die Verfälschung von Balsam und Opium, und die im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert lebenden Autoren Plinius, Dioskorides und Galenus berichten von förmlichen Fälschertrieben zur Erzeugung nachgeachteter, minderwertiger Drogen, von überhöbten und bezahltem Unterricht in der Kunst der Drogenverfälschung. Insbesondere waren es die theuren aus dem Orient bezogenen Produkte, deren Preis einen gewaltigen Anreiz zum Betrug bildete. So kostete ein Eiter gegen Balsam (Oel der Balsamtaude) 1400 Denar, und es lohnte wohl, den Kunden statt dessen einen aus dem Holz der Pflanze gehackten Abwurf, den man mit anderen Oelen oder

nung verfehle, zu verdauern. Auch Gump-
 tung, ein Gummibatz, verwendete man zur
 Transportverförmung, doch da es — wegen der
 — nicht billig war, verfehlte man es mit
 — monnial und dieses zuvor mit Sand. Als
 pium brachte man den Saft des wilden
 attids in den Handel, als Myrrhe ähnliche
 arge, die mit Bleiglätte ferner und mit Gur-
 pfellicht bitter gemacht wurden. Hygienisch und
 opetisch waren die Verfahren der Fälscher
 icht nicht. Daß man Taubennist mit Indigo
 rkte und als echten Farbstoff ausgab, mochte
 uch angehen, und wenn die vornehmen Kö-
 erinnen ihre Schönheit dadurch zu erhalten
 aubten, daß sie sich das Gesicht mit den
 kragementen des Sandarakobols einreiben, so
 rauchten sie sich nicht zu wundern, wenn ihnen
 indige Händler das ähnlich aussehende Mate-
 rial von mit Reis gefüllten Staren befor-
 gte, doch mitunter passierten noch weniger
 öhne Dinge.

Zufüge, die man dem Wein beifügte, waren
nachts zur Erhöhung und Verfeinerung eines
schmackhaften bestimmt. An Stelle des Honigs
und ähnlicher Ingredienzien traten indessen
wäter Tereb, Gips, Aloe und Salzwasser, die
dem Getränk andere Farben oder Gerüche
geben sollten. Wohnende Fälschungsobjekte für
die antiken Kaufleute waren ferner die Ge-
würze, und ihre Methoden haben sich das ganze
Mittelalter hindurch gehalten. Ein interessan-
tes Zeugnis hierüber findet sich in Deutsch-
land, wo im 15. Jahrhundert in einem Fast-
nachtspiel ein Bauer einen Krämer mit sol-
chen Worten anredet:

„Dein Saffran hast zu Venedig gesacht
Und host rinfleisch dar unter gebacht,
Gibst sichtenspen für zimentrinten
Und nimst das laup von einer linten,
Dar mit tuist du den pfeffer meren,
Tuist under mandel pfirsing keren.“

Auf Halsang

Bon L. Sevenich

Es war ein heißer Sommertag gewesen. Nach einer Tageswanderung lehnte ich mich nach Ruhe und Kühle. Da fiel mir ein, daß der alte Kühle an diesem Tage auf Lafsang ginge. Sicherlich würde er mich mitnehmen. Ich verließ also die Stadt und fuhr hinunter ins Fischerdörfchen. Der Feldweg war nur mehr eine Staubbulbe. Schweifebedeckte Pferde schleppte die hochelabenen Entenwagen heimwärts oder rasselten im Trab mit den leeren Wagen ein lehtes Mal aufs Feld hinaus. Links vom Dorf lag still und regungslos der blinkende Wasserpiegel. Gleich rechts Schmetterlingen saßen ein paar Segelboote darauf. Im Dorfe erstuhr ich, daß der alte Kühle noch auf dem Aker sei. Um sieben Uhr sollte ich mich an der Fischerhütte einfinden. So hatte ich noch etwas Zeit, mich von dem Staub zu befreien.

Kurz vor sieben Uhr stapfte ich durch hohes Schiffland und Ried zur Hütte, wo auch die Zücherboote liegen. Ich bin allein und lasse mir von den quakenden Uferbewohnern etwas vorsingen. Bald kommt der Alte mit seinem Jungen. Die Geräte werden ins Boot genommen, das Segel aufgezogen, und schon löst der Junge das Boot vom Landungssteg ab. Aber es weht kein Wind. Schlaf hängt das Zeinen, und wir müssen rudern, während der Junge mit der langen „Peke“ nachhelft, das Boot vorwärts zu treiben. Das Wasser kludert gegen den Kiel, trägt klaffend das Segel, und die Sonne brennt mit unverminderter Kraft. Am liebsten möchte ich schlafen. Etwa eine halbe Stunde dauert es, bis die Insel auftaucht, die wir umfahren müssen, um die „Jagdbrevier“ zu kommen, das da drü-

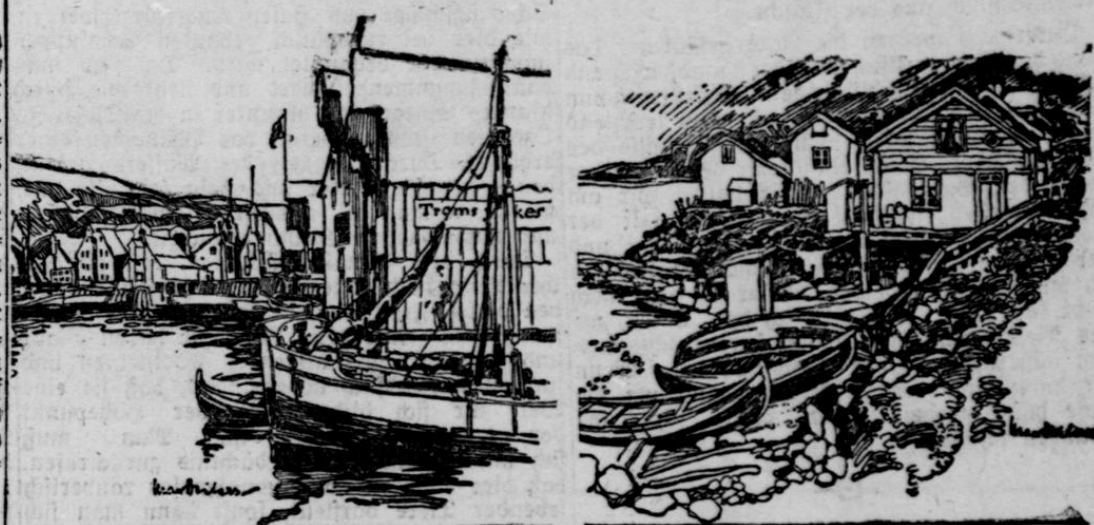
ben liegt. Wo die roten Ziegelbächer eines Dorfes herüberleuchten. Der Alte unterlächelt die Fangergeräte, die „Puppen“, noch einmal, ob die Schnüre auch glatt aufgewickelt sind. Die Puppen sind Gebilde aus Schilf und erinnern in ihrer Gestalt an die Strohpuppen, mit denen man früher Dorschjagte verlegte. Um jede Puppe ist eine lange Schnur gewickelt, deren eines Ende an der Puppe befestigt ist, während das andere den Angelfahen trägt. Dieser bekommt als Köder einen der kleinen Weisfische, die wir in einem Korbe mitführen. Obwohl diese Köderfische erst morgens gefangen wurden, verbreiten sie doch schon einen anreizenden Geruch, dem ich durch meine angezündeten Pfeife zu begegnen suche. Der Alte erklärt, der schlechte Geruch sei schuld daran, daß die Aale nicht anbeissen wollten. Nach allem, was ich über die Lebensweise des Aales gehört habe, rundernt mich das allerdings.

Wald ist unser Vorrat an Puppen ausgelegt. Still und harmlos schwimmen sie auf dem Wasser. Von jeder Puppe hängt ein etwa dreißig Zentimeter langes Stück der Schnur mit dem Angelfahen ins Wasser hinunter. Beißt nun ein Aal an, so verjuckt er, mit dem Köder abzuschwimmen, wobei er die Schnur abwickelt, von der er sich nicht mehr frei machen kann.

Zumächst ist unsere Arbeit getan, und wir nehmen Kurs auf das Dorf, das im Scheine der untergehenden Sonne daliegt. Nach kurzer Zeit sieht der feuerrote Sonnenball am Horizont auf der Wasserfläche, nicht lange mehr, und er ist in der Flut versunken. Im gleichen Augenblick wird es merklich kühler. Eine leichte Brise kommt auf. Fern knatterte ein Motorboot vorüber. Nach einer ganzen Weile quirlt seine schaumige Kellinie vor uns auf. Ein paar hohe, schwarze Boote mit schwerer Last schwimmen träge dem Dorfe zu. Dann sinkt allmählich die Dunkelheit herab. Ein Paddelboot versucht noch zur Düne hinüberzu kommen, sonst ist es still und leer auf dem Wasser. Eine halbe Stunde später verabschiede ich mich am Landungssteg von den beiden, nachdem mir der Alte noch empfohlen hat, am nächsten Morgen ja rechtzeitig zu kommen und vor allen Dingen einen guten „Schluck“ mitzubringen. Den hole ich mir also im Dorfe, und wenn der Kellner auch noch so müde gähnt, ich bleibe doch bis gegen 1 Uhr sitzen und lasse mir die Nachfaller und Nachtmotten um den Kopf flattern.

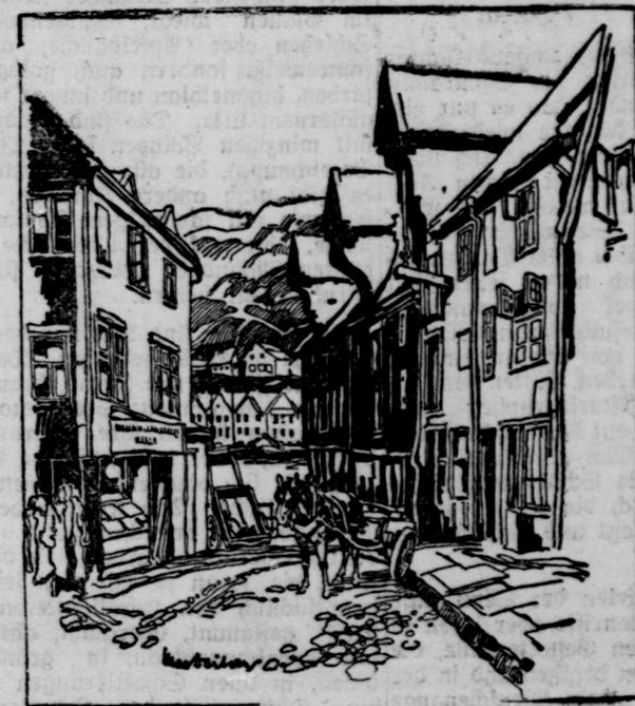
Gegen halb zwei schlenderte ich durch das schlafende Dorf zur Hütte zurück, in der ein paar Fischer Karten spielen. Einige arbeiten an den Janggeräten, andere schlafen. Eine halbblinde Petroleumlampe verbreitet eine himmelröthliche Helle. Ich esse etwas, sehe eine Weile den Kartenspielern zu und lasse mir etwas aus der Geschichte des Dorfes erzählen. Das ist immer und überall in den Fischebü-

Nordische Kleinstadt



Der Hafen von Tromsøe.

Norwegische Fischerhütte.



Nordisches Kleinstadtlidyll

Am Bord des Hapagdampfers „Oceana“.

Es ist merkwürdig mit diesen norwegischen Kleinstädten. Mag man auch sonst einen fortwährenden Gang am Leibe haben, in ihren Straßen gerät man unrettbar in trübes Schlendern. Heute, an einem schönen Sonntagmorgen, hat unser Schiff vor Tromsøe Anker gemorcht. Das Städtchen liegt an die eine Seite der Bucht gezogen und verheißt uns eine vollkommenere Abschweifung nach der Naturumfliegenschaft der letzten Tage. Im Wandelplatz, an dem wir mit dem ersten von Bord gehenden Motorboot anlegen, stehen fröhlichwachsende, sonntäglich gepudhte Kinder und ein paar Alte dazwischen. Wir gehen durch das neugierig uns musterbende Späziel über einen kleinen Platz und haben die lange Hauptstraße vor uns. Die rechte und die linke Front stehen sich mit grauweißen, wenig von einander unterschiedenen Häusern vergeschlossen gegenüber. Auf der einen Seite bingeln die kleinen Fenster wie halbgeschlossene Augen in die Sonne, auf der anderen sehen sie dunklen Blick in den Schatten. Der Bummel führt uns an Räden vorbei, die, wie in allen norwegischen Kleinstädten und Dörfern merkwürdig unbedorfen und dekorierte Schaufenster haben — Räden für den Seemann, Räden für die Ansichtskartensammler der Touristenschiffe, Kramläden, Räden mit Pelz- und Bekleidungsgegenständen, Räden mit etwas angefaulten Tabaksauslagen — und dazwischen Wohnhäuser, deren Bewohner vor Zeiten ausgeföhrt zu sein scheinen. Und links geht immer ein kleiner Steig zu dem fast leeren Saßen und rechts eine kurze Seitenstraße bergaufwärts. Wie ist das Städtchen tot. Wir kommen um die Straßen-

biegung und sehen die Straße auf einen Kirchplatz münden. Eine fein säuberliche Anlage mit blauweißem Rittersporn schmückt den Weg zu der weichen Holzkirche, die schmucklos, nüchtern — ein weißer Turm im anstehenden des schmalgedecktes Dachs — in der Sonne steht. Sie ist in ihrer speziellen Form das, was die Häuser generell sind. Hier wird dort ist der Stil von puritanischer Sachlichkeit — und wenn man wirklich einmal in einem drachenkopfgeschmückten Giebel begegnet, dann sieht das Gebäude stark nach historischer Reminiszenz aus, die mit der Gegenwart im Grunde nichts zu tun hat. Genau so scheint es um die norwegische Tracht zu stehen. Im Vanløseplads wurde sie vorhin von zwei Mädchen getragen. Die kleinen, weißblonden Stupfen wirkten wie kostümiert unter den prägnant dreifig anderen, die sich in keinem anderen Sonntagsgangand zeigten als die Kinder eines deutschen Kleinstadt. Das sind Feststellungen und Gebanken, die flüchtend kommen und gehen, während wir gemächlich durch die künstlich warme Sonne zum Vanløseplads zurückwimmeln. Das Städtchen ist ein wenig ruderer geworden inzwischen. Wo vor einer Stunde zwei Tromföer gingen, finds jetzt vier, vielleicht gar sechs. Berthage wird es etwas regner sein, regner noch in den Wochen, in denen die großen Wallangflotten hier ihre Säfte ausrücken. Dann hat Tromföer sicher seine großen Tage. Im Hafen läßt die Arbeit, die Väben verhausen ihre Regale leer, und der Besitzer des Rinos vergeht sich schmerznelnd „Polles Haus“.

fern daselbe. Stürme auf dem Wasser und
Brände im Ort, ewiger Kampf mit den Ele-
menten um das bösche Heil. Ueber dem Ge-
hören schlafe ich ein und wache erst auf, als
mich der Hite an der Schulter rüttelt. „Es
geht los!“
Verschlafen, fröhlich und steif stehe ich wie-
der auf dem Landungssteg, wo die Boote klar
gemacht werden. Es ist Wind genug, so daß
wir nicht zu ruhen brauchen. Die Segel flie-

prall im Wind, und der alte Kühle am Steuer hält hart Kurs auf die Insel, deren Umrisse gegenpfeilig aus dem Wasser ragen. Ein paar Meilen taufet ein Scheinwerfer das Wasser ab, wohl ein Sportboot, das eine Nachtfahrt gemacht hat. Bald find wir wieder in unserm Arbeitsgebiet. Still treibt das Boot weiter, während Puppe um Puppe eingeholt wird, oft mit einem zappelnden Alal am Saken. Es sind ganz schöne Fische darunter, in der Mehrzahl